

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER WIRTSCHAFTSHOCHSCHULE MANNHEIM
Im Auftrag des Senats herausgegeben von Professor Dr. H. G. Schachtschabel
Band 20

Europas Wirtschaftsgeschichte
— ein Modell für Entwicklungsländer?

von

Dr. Knut Borchardt

ord. Professor der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Volkswirtschaftslehre
an der Wirtschaftshochschule Mannheim

Aa 3869

W. KOHLHAMMER VERLAG
STUTTGART BERLIN KÖLN MAINZ

Vorwort

Der Text gibt den nahezu unveränderten Wortlaut der Rede wieder, die der Autor am 30. November 1966 in der Wirtschaftshochschule Mannheim anlässlich der Feier der Rektoratsübergabe gehalten hat. Der Titel lautete ursprünglich: „Die europäische Wirtschaftsgeschichte, ein Modell für die Modernisierung der Entwicklungsländer?“ Er wurde für die Veröffentlichung gekürzt. Die der vorliegenden schriftlichen Fassung der Rede beigefügten Anmerkungen sollen das Gesagte belegen und dem interessierten Leser Möglichkeiten zu weiterer Information vermitteln. K. B.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
MANNHEIM

Ha 3869

012

V 67

Alle Rechte vorbehalten
© 1967 W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart Berlin Köln Mainz
Verlagsort Stuttgart. Druck: Stuttgarter Nachrichten
Printed in Germany 37039

Inhaltsverzeichnis

I	Historische Analogien und Lehren der Geschichte	7
II	Vorindustrielles Europa und heutige Entwicklungsländer	8
III	Das europäische Modell: Wirtschaftswachstum	15
IV	Europa, ein Modell des Übergangs von Stagnation zu Wachstum? . .	17
V	Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik innerhalb Europas	18
VI	Besonderheiten der gegenwärtigen Aufgabe	21
VII	Sozialideen und Wachstum	26
VIII	Die Rolle des Staates	29
IX	Schluß	31

Im Jahr 1962 war die amerikanische National Aeronautics and Space Administration (NASA), die gewohnt ist, Milliarden Dollar der Eroberung des Weltraums zuzuwenden, zur Überzeugung gelangt, daß sie nicht nur die naturwissenschaftlich-technische Zukunft zu gestalten habe, sondern auch die vermutlich sehr weitreichenden gesellschaftlichen Konsequenzen ihres Tuns bedenken sollte. So zweigte sie ein wenig von ihren Geldern — aber natürlich sehr viel, gemessen an der üblichen finanziellen Ausstattung der Geisteswissenschaften — hierfür ab. Eine Forschungsorganisation übernahm die Mittel und ging an die Arbeit, um herauszubekommen, wie sich irdische Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur unter dem Einfluß der Weltraumtechnik vermutlich verändern werden.

Die mit der Analyse Beauftragten begannen das Unternehmen in einer Weise, die dem Historiker schmeichelt und ihn in einer Zeit, in der der Geschichtsunterricht der Schulen eingeschränkt wird, doch noch als nützliches Glied der Gesellschaft erscheinen läßt. Um ihre Spekulationen irgendwie abzusichern, fragten die Forscher nämlich zuerst, ob sich in der menschlichen Geschichte einigermaßen Ähnliches nicht bereits zugetragen habe, also eine dramatische technische Neuerung mit erheblichen Folgen für die Organisation der Gesellschaft. Unter den verschiedenen denkbaren Beispielen wählten die NASA-Leute die Einführung der Eisenbahn aus. Und da wir noch immer erhebliche Lücken in unserer Kenntnis der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Eisenbahnzeitalters haben, begann die Forschungsarbeit über die Bedeutung der Weltraumfahrt für die Gesellschaft der Zukunft . . . mit dem Studium des nun schon ein Jahrhundert zurückliegenden Eisenbahnzeitalters.¹

Vielen von uns wird das naiv erscheinen. Zu offenkundig sind die Unterschiede, als daß das Eisenbahnzeitalter eine wirklich befriedigende Blaupause für den Gesellschaftswandel im ausgehenden 20. Jahrhundert abgeben könnte. Aber Naivität ist auch ein Grundrecht des Wissenschaftlers, und das Verfahren, aus Analogien zu schließen, ist ein unentbehrliches Instrument der Erkenntnis. Es versetzt uns in die Lage, komplizierte Systeme von Erscheinungen, die wir niemals vollständig in ihren Konsequenzen übersehen können, verständlich zu machen. Man hebt bestimmte Eigenschaften heraus und sucht, wo sie in einem anderen System, welches bereits Ergebnisse gebracht hat, ebenfalls zu finden sind. Beispielsweise

¹ B. Mazlish (Hrsg.), *The Railroad and the Space Program; An Exploration in Historical Analogy (Technology, Space, and Society, Series Prepared by the American Academy of Arts and Sciences)*, Massachusetts Institute of Technology, Cambridge Mass. and London 1965.

verfährt so der Arzt, wenn er eine Krankheit diagnostiziert und aus der Kenntnis des Erfolgs von Medikamenten im einen Fall dem anderen sein Rezept verschreibt. Viele Medikamente haben schon befriedigend gewirkt, obgleich die Mediziner nicht viel darüber sagen konnten, warum und wieso. Es war einfach eine Erfahrungstatsache. Und mit solchen Erfahrungstatsachen, mit Ergebnissen, die von einem System auf ein anderes übertragen werden, haben wir es auch zu tun, wenn wir sagen, „die Geschichte lehrt“ oder „die Geschichte beweist“.² Lassen wir zunächst dahingestellt, ob der Gang der Geschichte wirklich etwas im strikten Sinne beweist, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Mensch sich immer in dem Bestreben, die Zukunft zu erkennen und zu gestalten, an der Vergangenheit orientiert. Selbst die aufregendste Utopie entwickelt sich aus Erfahrungen, lernt aus der Geschichte.

Eines derjenigen Gebiete, in denen Geschichte in jüngster Zeit heftig gebraucht wurde, ist die Deutung des Schicksals der Entwicklungsländer. Man kann kaum ein Buch über wirtschaftliche Entwicklung aufschlagen, ohne auf Lehren zu stoßen, die die Verfasser aus der Geschichte der bereits höher entwickelten Wirtschaften ziehen. Allerdings lernen die Autoren aus ein und derselben Geschichte sehr Verschiedenes, ein unbefriedigender Zustand. Wir wollen diesem unbefriedigenden Zustand im folgenden einige Überlegungen widmen.

II

Wer immer behauptet, daß die europäische Wirtschaftsgeschichte der letzten 200 Jahre die Entwicklungsländer etwas lehren könne, hat mehreres zu beweisen. Das erste wäre der Nachweis, daß Europa und die Entwicklungsländer schon in der Ausgangslage, die wir cum grano salis „vorindustrielle Phase“ nennen wollen, vergleichbar waren oder sind. *Das ist die erste These!* Und sagen wir es gleich: Es fällt nicht schwer, ganze Massen von Tatsachen zu ihrer Widerlegung ins Feld zu führen.³

² In seiner Jenaer Antrittsrede „Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ sagt Schiller: „Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebensoviel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden.“ Eine ausführliche Analyse der methodischen Probleme in historischen Analogieschlüssen findet sich u. a. in dem in Anmerkung 1 genannten Werk.

³ Schon die Entwicklungsländer untereinander sind so verschieden, daß es bedenklich erscheinen muß, ein gemeinsames Analogon in einer Gesellschaft zu suchen, die – wie jene des vorindustriellen Europa – schließlich zeitlich nicht unbeträchtlich zurückliegt. Zudem weiß man, daß es auch in diesem vorindustriellen Europa erhebliche Unterschiede gegeben hat zwischen den verhältnismäßig weit entwickelten Ländern des Nord-

Und doch, hören Sie bitte den folgenden Text und versuchen Sie, sich ein Bild von dem Land zu machen, dessen Wirtschaft hier von einem Sachkenner beschrieben wird:

„Es ist eine Wirtschaft mit einfachen Produktionstechniken in kleinen Betriebsstätten; kleine Kaufleute und Wucherer werden ebenso gehaßt wie sie notwendig sind. Der Fortschritt in der Landwirtschaft wird durch eine veraltete Agrarverfassung ernstlich behindert. Die chronische Unterbeschäftigung der Arbeitskräfte ist eines der Hauptprobleme, und trotz moralischer Einwirkung wird in den Massen kaum gespart. . . Die Wirtschaft hängt in erheblichem Umfang vom Ausland ab, von wo bessere gewerbliche und landwirtschaftliche Techniken und auch etwas Kapital eingeführt werden. Ausländischen Arbeitskräften und Unternehmern wird aber mit Feindschaft begegnet. Ehrgeizige junge Männer ziehen oft Karrieren in den freien Intelligenzberufen und in der Verwaltung der privaten Wirtschaft vor, und einmal erworbenes Unternehmervermögen wird allzu gern in Landbesitz angelegt. Die monetäre Stabilität ist periodisch bedroht, und manchmal ist die Währung schon durch törichte Regierungsmaßnah-

westens, den einstmals führenden, inzwischen zurückgebliebenen Mittelmeerländern und den relativ unerschlossenen des europäischen Ostens.

Nach all unseren Kenntnissen hatte der europäische Nordwesten vermutlich schon vor der Industrialisierung ein höheres Durchschnittseinkommen als heutige Entwicklungsländer. Siehe P. Rosenstein-Rodan, *International Aid for Underdeveloped Countries*, *Review of Economics and Statistics*, Bd. 43 (1961), S. 107 ff.; S. Kuznets, *Quantitative Aspects of Economic Growth of Nations I, Levels and Variability of Growth, Economic Development and Cultural Change V* (October 1956); S. Kuznets, *Underdeveloped Countries and the Pre-Industrial Phase in the Advanced Countries, An Attempt at Comparison*, in: *Proceedings of the World Population Conference 1954*, wieder abgedruckt in: A. N. Agarwala und S. P. Singh (Hrsg.), *The Economics of Underdevelopment*, New York 1963, S. 135 ff.; S. Kuznets, *Economic Growth and Structure, Selected Essays*, London 1966, S. 176 ff. der Vortrag: *Present Underdeveloped Countries and Past Growth Patterns*; einen sehr schönen Überblick mit statistischen Angaben vermittelt L. J. Zimmerman, *The Distribution of World Income 1860–1960*, in: E. de Vries (Hrsg.), *Essays on Unbalanced Growth. A Century of Disparity and Convergence* (Publications of the Institute of Social Studies X) 's Gravenhage 1962, S. 28 ff.

Leider haben wir Zahlen, die einen internationalen Vergleich zulassen, erst für die zweite Hälfte des 19. Jh. – jedoch erlauben sie eine vorsichtige Rückschätzung, die das schon zuvor bestehende Wohlstandsgefälle wahrscheinlich macht. Im übrigen bestanden Wohlstandsgefälle durchaus auch innerhalb der Staaten, siehe K. Borchardt, *Regionale Wachstumsdifferenzierung in Deutschland im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des West-Ost-Gefälles*, in: *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte*, Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, hrsg. von W. Abel, K. Borchardt, H. Kellenbenz und W. Zorn, Stuttgart 1966, S. 325 ff.

Ein erheblicher Teil des „Reichtums“ der Völker Nordwesteuropas ist jedoch die Folge eines Umstandes, der den Vergleich problematisch erscheinen läßt: Die so viel schlechteren klimatischen Bedingungen Nordeuropas machen hier einen größeren Aufwand für Nahrung (mehr Kalorien), Kleidung, Wohnung, Heizung zur Überlebensvoraussetzung. Somit beweist ein höheres Sozialprodukt je Kopf in Europa nicht unbedingt ein im Vergleich zum Existenzminimum höheres Lebensniveau.

men gänzlich ruiniert worden . . . Fortschrittliche Menschen setzen ihre Hoffnung zunehmend auf die Industrialisierung und Maßnahmen wirtschaftlichen Nationalismus, um die Probleme der wachsenden Bevölkerung aufzufangen; aber die Industrialisierung geht zu langsam voran und die Segnungen des wirtschaftlichen Nationalismus (der Abschließung vom Weltmarkt und der Wirtschaftslenkung) erweisen sich als umstritten.“

Was ich Ihnen eben vorlas, war nicht die Schilderung des heutigen Indien oder eines südamerikanischen Staates, sondern die Beschreibung Englands im 17. Jahrhundert, verfaßt von einem hervorragenden Kenner seiner Wirtschaftsgeschichte.⁴

England erscheint hier mit allen Kennzeichen eines unterentwickelten Landes. Unbestritten ist freilich, daß England schon im 17. und 18. Jahrhundert hinsichtlich der geistigen und materiellen Kultur über andere Staaten und selbst über den heutigen Zustand vieler Entwicklungsländer in Asien und Afrika hinausgeragt hat.⁵ Aber in dem hier entscheidenden

⁴ F. J. Fisher, *The Sixteenth and Seventeenth Centuries: The Dark Ages in English Economic History?* *Economica*, XXIV (1957), S. 17/18. Der Text ist in der Übersetzung leicht verändert worden, um allzu deutliche Hinweise auf die englische Geschichte zu vermeiden. Deshalb sei er hier im Original abgedruckt:

(„Just consider some of the more obvious features of the Tudor and Stuart economy.) It was one in which the methods of production were small; in which middlemen and usurers were both hated and indispensable; in which agricultural progress was seriously impeded by the perpetuation of communal rights over land. The chronic underemployment of labour was one of its basic problems and, despite moral exhortations, among the mass of the people the propensity to save was low . . . It was an economy heavily dependent on foreign sources for improved industrial and agricultural methods, and to some extent for capital, but in which foreign labour and business men were met with bitter hostility. In it ambitious young men often preferred careers in the professions and government service to those in business, and fortunes made in business were too readily converted into land. It was an economy in which monetary stability was periodically threatened and sometimes upset by unwise policies on the part of government . . . Men increasingly pinned their hopes on industrialisation and economic nationalism to absorb its growing population; but industrialisation was slow to come and the blessings of economic nationalism proved to be mixed.“

⁵ So berechtigt es ist, die historische Sonderstellung Englands und anderer Teile Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert zu betonen, so notwendig erscheint es mir auch, immer wieder darauf hinzuwirken, das Werden unserer eigenen Kultur nicht von vornherein in allen Aspekten als etwas ganz Besonderes, Ausgezeichnetes zu deuten. Wir sollten der Gefahr entgehen, die Geschichte der letzten Jahrhunderte europazentrisch zu sehen. Grob vereinfachend kann man demgegenüber behaupten, daß der Eintritt des nördlichen Europa in die Geschichte der Kulturvölker in vieler Beziehung zunächst eher wie die Wiederholung eines alten Zyklus unter etwas geänderten Umständen aussieht. Denn daß sich hier mächtige Staaten entwickelten, daß Kaufleute sich nun im Waren-, Geld- und Kreditgeschäft auskannten und Gesellschaften gründeten, daß Bürgersinn und höfischer Luxus staunenswerte Kulturleistungen schufen . . . all dies mag in der jeweiligen individuellen Ausprägung originell und beachtlich gewesen sein, aber es war — sehen wir es radikal vereinfacht — doch nichts Neues. Was konnte sich nördlich der Alpen selbst im 16. Jh. mit der römischen Kaufmannschaft vergleichen? Wo war noch im 18. Jh. in England oder im Deutschen Reich ein Gebäude, das sich mit den Thermen des

Aspekt herrscht doch Übereinstimmung. Auch im europäischen Nordwesten war bis zum 18. Jahrhundert die Grundfrage noch nicht gelöst, an der bislang alle anderen Kulturen des Orients und Okzidents gescheitert sind: wirtschaftliches Wachstum einmal über den Rahmen hin fortzusetzen, der einer Agrarwirtschaft gesetzt war. Das Lebensniveau hing im 18. Jahrhundert auch in Europa noch immer ganz überwiegend von der Menge und Qualität des verfügbaren Bodens ab, da die Menschen für fast alle ihre Lebensbedürfnisse nahezu ausschließlich auf organische Substanzen, auf Pflanzen und Tiere, angewiesen waren. Einer deutlich sichtbaren Steigerung der Produktivität und damit der Lebenshaltung standen die prinzipiell nur wenig beherrschbaren biologischen Prozesse des Pflanzen- und Tierwuchses und die recht verschwenderischen Formen entgegen, in denen die Natur Energien umwandelt.⁶ Vom frühen Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert läßt sich jedenfalls nur eine relativ geringe Vermehrung der durchschnittlichen Hektarerträge der Äcker nachweisen.⁷

In dem so gekennzeichneten technisch-wirtschaftlichen Milieu war Wohlstandssteigerung ein sehr komplizierter und langwieriger Prozeß und sein Erfolg war immer wieder fraglich, zumal ein sich aus welchen Gründen auch immer ausdehnender Lebensraum nicht nur ein Mehrprodukt für die Lebenden bereithielt, sondern allzumeist auch dazu anregte, die Bevölkerungszahl zu erhöhen — womit schließlich für die Masse nichts gebessert war: Armut hielt an.⁸ Das ist die Welt, die noch vor 150 Jahren der Eng-

Caracalla oder des Diokletian messen konnte? War nicht das binnenländische Verkehrs- wesen des 18. Jh. geradezu urzeitlich im Vergleich mit den römischen Straßenanlagen? Freilich ist in Nordeuropa schließlich etwas gelungen, was in den orientalischen Stadtstaaten im Zweistromland und am Nil und was in Rom nicht eingetreten ist, obwohl dort jeweils bemerkenswerte soziale und kulturelle Institutionen fast „kapitalistischen“ Charakters entwickelt worden sind. Jede dieser früheren Hochkulturen ist nach einem strahlenden politischen und wirtschaftlichen Höhepunkt in Bedeutungslosigkeit zurückgesunken. Warum Europa nicht? Dies ist das wichtigste Problem der neueren Wirtschaftsgeschichte.

⁶ Eine knappe, auf das Wesentliche abhebende Darstellung zum „Energieproblem“ gibt C. M. Cipolla, *The Economic History of World Population*, Penguin Books 1962, S. 32 ff.

⁷ Diese Aussage steht hier zu brutal, um für alle Regionen zutreffend zu sein. Die Ermittlung der durchschnittlichen Hektarerträge früherer Jahrhunderte ist allerdings mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß nur sehr ungefähre Angaben möglich sind. Siehe hierzu W. Abel, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jh.*, Stuttgart 1962; B. H. Slicher van Bath, *The Agrarian History of Western Europe a. D. 500–1850*, London 1963, S. 172 ff. und 280 ff. Im übrigen sollte man berücksichtigen, daß es schon eine Leistung war, wenn die sehr erhebliche Ausdehnung der Ackerflächen und die andauernde Bebauung ohne Minderung des Durchschnittsertrages möglich war, mußte doch dem Gesetz abnehmender Ertragszuwächse entgegen gewirkt werden. Deshalb steht die Aussage, daß die Agrarproduktivität insgesamt kaum gestiegen ist, nicht in Widerspruch mit der Beobachtung eines gewissen technischen Fortschritts.

⁸ Die Literatur hierüber ist sehr umfangreich. Einige Hinweise mögen genügen. Ph. Deane, *The first Industrial Revolution*, Cambridge 1965, druckt S. 8/9 die Erhebungen

länder Malthus für schicksalhaft gehalten hat, in der Hunger, Seuchen und Kriege die überflüssigen Esser vom spärlich gedeckten Tisch der Natur entfernen mußten.

Das war kein theoretisches Hirngespinnst, sondern auch in der Geschichte Europas bittere Wirklichkeit. Wir wissen von riesigen Bevölkerungskatastrophen. Noch um das Jahr 1700 herum sind in einigen Gebieten Frankreichs schätzungsweise bis zu einem Drittel der Bevölkerung in Hungerjahren an Seuchen umgekommen. Von anderen Regionen wissen wir Gleiches, beispielsweise aus Danzig, wo in den Jahren 1709/10 zwischen einem Drittel und der Hälfte der Bevölkerung an Seuchen im Gefolge des Hungers gestorben sind.⁹ Von einem strahlenden, heiteren Leben im Barock- und Rokokozeitalter, wie ein allzu oberflächlicher Genuß von Werken der bildenden Kunst und Musik uns suggeriert, kann keine Rede sein: Das *memento mori* war unüberhörbar.

von Gregory King ab, der 1688 mehr als die Hälfte der englischen Bevölkerung jener Gruppe zurechnete, die mehr ausgab als sie verdiente. Dazu siehe auch D. C. Coleman, *Labour in the English Economy of the Seventeenth Century*, *Economic History Review*, 2nd Series VIII (1955), S. 280 ff. Coleman zitiert u. a. auch John Law, der in einem Werk eine Insel als Sozialmodell beschreibt, auf der tausend Bauernfamilien als Pächter leben und „300 Poor and Idle who live by Charity“. Daß eine so große Zahl ganz selbstverständlich im Modell berücksichtigt wird, weist auf das „Natürliche“ der Massenarmut hin. Daß auch die Armut des frühen 19. Jh. in Deutschland kaum auf die Industrialisierung zurückzuführen ist, sondern noch Relikt der vorindustriellen Zeit ist, betont W. Abel, *Der Pauperismus in Deutschland. Eine Nachlese zu Literaturberichten*, in: *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge* (Hrsg. von W. Abel, K. Borchardt, H. Kellenbenz, W. Zorn), Stuttgart 1966, S. 284 ff. Siehe auch W. Abel, *Die Lage in der deutschen Land- und Ernährungswirtschaft um 1800*, *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, 175. Bd. (1963), S. 319 ff., wieder abgedruckt in: F. Lütge (Hrsg.), *Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1964, S. 238 ff.; zur Reallohnentwicklung in England genauer E. H. Phelps-Brown und S. V. Hopkins, *Wage-rates and Prices: Evidence for Population Pressure in the Sixteenth Century*, *Economica*, XXIV (1957), S. 289 ff.; E. H. Phelps-Brown und S. V. Hopkins, *Seven Centuries of the Prices of Consumables, Compared with Builders' Wage-rates*, *Economica*, XXIII (1956), S. 296 ff.

„As late as the early 18th century, people in Western Europe were not sure whether any growth in population and economic levels had been attained since the days of the Roman Empire; and they thought, perhaps correctly, that their political and economic organization was inferior to that of China during the prosperous phases of its long dynastic cycles.“ S. Kuznets, *Underdeveloped Countries and the Pre-Industrial Phase in the Advanced Countries, An Attempt at Comparison*, in: Agarwala-Singh op. cit. Anmerkung 3.

⁹ Siehe zusammenfassend unter anderen K. F. Helleiner, *The Vital Revolution Reconsidered*, *Canadian Journal of Economics and Political Science* Vol. XXIII (1957), S. 1 ff., wieder abgedruckt in: *Population in History, Essays in Historical Demography*, hrsg. von D. V. Glass und D. E. C. Eversley, London 1965, S. 79 ff.; R. Mols, *Introduction de la Démographie Historique des Villes d'Europe du XIV^e au XVIII^e siècle*, Louvain 1955, Band 2, S. 305 ff. und S. 425 ff.

Es ist ein allgemein verbreitetes, aber völlig ungerechtfertigtes Vorurteil, anzunehmen, erst die Industrialisierung habe die Menschen, die bis dahin gesichert gelebt hätten, der Unsicherheit ausgesetzt.¹⁰ Gewiß sind für Unternehmer und Fabrikarbeiter neue Unsicherheiten aufgetreten, aber die jahrtausendalte Lebensbedrohung durch die Launen der Natur war doch beträchtlich größer. So ist beispielsweise nach Mißernten, die in ganz Europa spürbar waren, der Roggenpreis, also der Preis für das wichtigste Nahrungsmittel, in Leipzig noch in den Jahren 1769 bis 1771, also innerhalb von zwei Jahren, auf das Fünffache gestiegen.¹¹ Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich das resultierende Elend vorzustellen.

Ich möchte es bei diesen Bemerkungen über die vorindustrielle Gesellschaft und ihre stagnierende Agrarwirtschaft belassen, so reizvoll es wäre, Ihnen in Ergänzung des am Beginn dieses Abschnitts verlesenen Zitats noch in Einzelheiten vor Augen zu führen, in wie vielfältiger Weise das vorindustrielle Europa einfach deshalb, weil es der gleichen Grundsituation gegenüberstand, heutigen Entwicklungsländern wie Indien oder der Vereinigten Arabischen Republik ähnlich ist.¹² Würden wir einen Stab von Entwicklungshelfern in das Deutsche Reich des 18. Jahrhunderts entsenden können, er würde sich wie heute ein Reisender nach Indien über die großen Bettlerscharen wundern. Er würde bemerken, daß die meisten unserer Voreltern nicht regelmäßig arbeiteten, ja daß sie — an heutigen Maßstäben gemessen — wohl auch faul waren und jede Gelegenheit zum Festefeiern und beschaulichen Leben genützt, im übrigen aber dem Glück und der Magie mehr vertraut haben als der Ratio.¹³ Höhere Löhne haben sie kaum dazu anregen können, in Manufakturen zu gehen und sich mehr als zuvor

¹⁰ E. Heckscher, *Swedish Population Trends before the Industrial Revolution*, *Economic History Review* 2nd Series II (1950), S. 272: „It is usual to look upon the new regime which was the outcome of the Industrial Revolution as stamped by unrest and insecurity. It would be more to the point to say this of the pre-revolutionary society, for the lives of pre-revolutionary people were insecure and irregular; they fell helpless victims to the inexplicable and unpredictable freaks of nature . . . What cannot be stressed too strongly, is that this old 'static' order was accompanied by a frequency and a depth of fluctuations with which the following century had nothing to compare.“

¹¹ M. J. Elsass, *Umriss einer Geschichte der Preise und Löhne in Deutschland vom ausgehenden Mittelalter bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts*, Zweiter Band — Teil A, Leiden 1940, S. 519; Teil B, Leiden 1949, S. 127.

¹² Einen ausführlicheren Vergleich des vorindustriellen Europa mit den Entwicklungsländern findet man bei B. E. Supple, *Economic History and Economic Underdevelopment*, *The Canadian Journal of Economics and Political Science*, Vol. XXVII (1961), S. 460 ff.

¹³ Zur vorindustriellen Arbeitswelt siehe D. C. Coleman, *Labour in the English Economy of the Seventeenth Century*, *Economic History Review*, 2nd Series VIII (1955–56), S. 280 ff.; umfangreiches Material auch in W. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, 6. Aufl., I. Band, 2. Halbband, München-Leipzig 1924, S. 785 ff.; auf der Grundlage der Problemstellung Sombarts arbeitete sein Schüler K. Hinze mit bemerkenswertem Geschick die entscheidenden Sachverhalte heraus, siehe K. Hinze, *Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preußen, 1927*, Neudruck Berlin 1963.

anzustrengen.¹⁴ Unsere Entwicklungshelfer würden berichten müssen, daß es an unternehmerischem Geist fehlte, da die Reichen sich weigerten, ihre Gelder in Manufakturen, Bergwerken und anderen gewerblichen Großprojekten anzulegen, wenn diese nicht erheblich subventioniert wurden. Lieber haben sie, wie heute orientalische Kaufleute, in Grundstücken spekuliert, Warenhandel betrieben und Geld zu hohem Zins an Fürsten ausgeliehen.¹⁵ Mit diesem Geld, so würden wir erfahren, finanzierten die Fürsten dann kostspielige politische Abenteuer und einen bemerkenswerten Luxus. Einer von ihnen hat beispielsweise das Mannheimer Schloß bauen lassen, dessen Kosten, gemessen an der Produktionskraft des Landes, vielleicht denen des Assuan-Staudamms im heutigen Ägypten zu vergleichen wären.¹⁶ Unser Stab von Entwicklungshelfern hätte uns zu allem Überfluß von den Schwierigkeiten zu erzählen, der Staatsautorität gegenüber den partikularen Interessen traditioneller Kräfte Geltung zu verschaffen, und er müßte von unglaublichen Korruptionsfällen Meldung erstatten.¹⁷ Am erschreckendsten fände er aber vielleicht die schreiende Ungerechtigkeit der Einkommensverteilung mit einer ganz schmalen, sehr hohen Spitze der Pyramide und einer breiten Basis der Massenarmut.¹⁸

¹⁴ Zusätzlich zu den in Anm. 13 genannten Werken sei zum Problem der Einkommenselastizität der Arbeitsnachfrage verwiesen auf *A. W. Coats, Changing Attitudes to Labour in the Mid-eighteenth Century, Economic History Review, 2nd Series XI (1958), S. 75 ff.*; über die vergleichbare Situation in den Entwicklungsländern siehe *S. Rottenberg, Incentives in Underdeveloped Economies, American Economic Review, L (1960), Papers and Proceedings, S. 73 ff.* (mit der berechtigten Warnung, das Fehlen vorteilsorientierten Verhaltens zu überschätzen — nur sind offenbar die Zielfunktionen verschieden); *K. F. Helleiner, Moral Conditions of Economic Growth, Journal of Economic History, Vol. XI (1951), S. 97 ff.*

¹⁵ Daß derartige Schwierigkeiten bis in die Industrialisierungsphase hineinreichen, zeigt *K. Borchardt, Zur Frage des Kapitalmangels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Band 173 (1961), S. 409 ff.* Statt weiterer Einzelbelege sei verwiesen auf *L. Baar, Die Berliner Industrie in der industriellen Revolution, Berlin 1966, S. 44*: „Die hohen Profite, die die Berliner Handelsbourgeoisie zog, waren mit einem weit geringeren Risiko zu erzielen als Profite, die aus der Anlage von konstantem fixem Kapital in der Spinnerei zu erreichen waren.“ Zum Problem der Kapitalbildung in den Entwicklungsländern unter Gesichtspunkten, die hier besonders interessieren, siehe *N. Rosenberg, Capital Formation in Underdeveloped Countries, American Economic Review, L (1960), S. 706 ff.*

¹⁶ Siehe hierzu die in Vorbereitung befindliche Mannheimer Dissertation von *J. v. Kruedener, Der Mannheimer Schloßbau unter wirtschaftshistorischen Gesichtspunkten.*

¹⁷ Der Erforschung der Korruption hat *J. J. van Klaveren* mehrere Untersuchungen gewidmet, siehe u. a.: *Die historische Erscheinung der Korruption, Teil I—III, Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 44 (1957), S. 289 ff., Bd. 45 (1958), S. 433 ff. und 469 ff.; Fiskalismus — Merkantilismus — Korruption. Drei Aspekte der Finanz- und Wirtschaftspolitik während des Ancien Régime, ebenda, Bd. 47 (1960), S. 333 ff.*

¹⁸ Wie „zurückgeblieben“ Europa vor der industriellen Revolution war, entdecken wir übrigens systematisch erst jetzt, da wir die Entwicklungsländer studieren können. Es bestätigt sich auch für die Wirtschaftsgeschichte die Richtigkeit eines Gedankens, den

In wichtigen Aspekten sind also die vorindustriellen Verhältnisse Europas den Zuständen heutiger Entwicklungsländer vergleichbar, mindestens in jenen Ländern, die — wie der vordere und ferne Orient — schon einmal höhere Kulturformen erreicht haben. Diese Ähnlichkeit ist letztlich auf Übereinstimmungen der technisch-ökonomischen Basis dieser Gesellschaften zurückzuführen.

Mit diesem Ergebnis scheint mir die erste Voraussetzung erfüllt, die wir benötigen, wenn wir die europäische Entwicklung als Analog-Modell für Entwicklungsländer ansehen wollen: Wir können sagen, daß der Patient, den wir heute mit dem Ausdruck „Entwicklungsländer“ bezeichnen, *cum grano salis* an der gleichen Krankheit leidet, die in Europa noch vor 200 Jahren geherrscht hat — oder, wenn es nicht exakt die gleiche Krankheit gewesen sein sollte, wird es sich doch um die gleiche Klasse von Krankheiten gehandelt haben.

III

Mögen Sie dieses erste Ergebnis noch bezweifeln wollen — und ich bestreite nicht, daß es sehr viel differenzierterer Darstellung bedürfte, um wirklich überzeugend zu sein —, so führt uns doch der zweite Schritt auf sicheren Boden. Wir wissen, daß Patienten geheilt worden sind und kennen das Bild einer „gesunden“ Entwicklung, das heißt das System wachsender Wirtschaften. Was „gesund“ ist, zeigt uns nicht zuletzt die europäische Geschichte als Modell. In Europa wurde die Barriere der Produktivitätsentwicklung durchstoßen, haben die Menschen begonnen, in großem Umfang den riesigen Vorrat anderer als pflanzlicher und tierischer Energiequellen auszunützen und Produktionsprozesse von erheblich größerem technischen Wirkungsgrad als zuvor anzuwenden.¹⁹ Hierfür sind viele Faktoren maßgebend gewesen. Der letzte Schlüssel wird aber in der organisierten Erfindungs- und Neuerungstätigkeit gesehen, die nach 1760 eine derartige Be-

Friedrich Schiller in seiner Jenaer Antrittsrede „Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ wie folgt ausgedrückt hat: „Die Entdeckungen, welche unsre europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkern, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist.“

¹⁹ Während um 1850 nur 10 Prozent der gesamten genutzten Energien (einschließlich Nahrungsaufnahme) in den USA anderen als pflanzlichen und tierischen Ursprungs waren (Kohle, Öl, Wasserkraft), waren es 1950 etwa 95 Prozent. Unter den genutzten Energien spielt die Nahrungsaufnahme heute nur noch eine verschwindend geringe Rolle. Siehe *C. Cipolla, op. cit. Anmerkung 6, S. 53.*

schleunigung erfahren hat, daß wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel in allen Bereichen erstmals deutlich erkennbar wurden und nachhaltiges wirtschaftliches Wachstum eingesetzt hat.²⁰ Bis heute ist keine neue Barriere der Produktivitätsentwicklung aufgetaucht, da die organisierte Schöpferfähigkeit des Menschen bislang noch — anders als früher der Boden — unbeschränkt ausdehnbar erscheint.

Es ist sicher, daß die Entwicklungsländer, wollen sie den Zustand der Stagnation überwinden, dieses Modell kopieren müssen. Damit ist aber zugleich in erheblichem Maße der Weg im Detail festgelegt, den sie gehen werden, wenn einmal Wachstum eingesetzt hat. Wie in Europa werden dann statt bisher über 80% der Menschen relativ immer weniger in der Landwirtschaft tätig sein. Trotzdem wird die landwirtschaftliche Produktion noch steigen.²¹ Die Menschen in den Entwicklungsländern werden, wie seinerzeit die Europäer, in wachsenden Märkten immer spezialisierter arbeiten, wofür ein entwickeltes Verkehrswesen, der Handelsapparat und die Staatsverwaltung bedeutende Voraussetzungen schaffen werden. Der Anteil der disziplinierten und geschulten Lohnarbeiterschaft wird wachsen. Wie in Europa werden die Produktionsprozesse eine Menge Kapital brauchen und zur Befriedigung des Kapitalbedarfs wird sich ein kompliziertes Finanzierungssystem entwickeln. Wie in Europa werden die Investitions- und Sparquote steigen. Die Bevölkerung wird zunehmend in Städten wohnen usw. usf.

²⁰ Streng genommen ist es unkorrekt zu sagen, daß die organisierte Erfindungs- und Neuerungstätigkeit „der letzte Schlüssel“ sei. Auch die Erfindungs- und Neuerungstätigkeit ist abhängig von anderen Umständen und bedarf der Erklärung. Tatsächlich gibt es für historische Erklärungen niemals „letzte“ Gründe, da offenbar alle bislang entdeckten sich wiederum auf andere zurückführen lassen, wie in interdependenten Regelsystemen nicht anders zu erwarten. Wenn im Text dennoch von einem „letzten Schlüssel“ gesprochen wird, so in Anerkennung des Umstandes, daß sich nahezu alle Forscher auf die hervorragende Bedeutung dieses Faktors geeinigt haben, hingegen die Determinanten der Forschungs- und Neuerungstätigkeit bislang noch völlig kontrovers sind. Von ökonomischen bis hin zu tiefenpsychologischen Theorien reicht die Skala der Erklärungsansätze.

²¹ In Europa war die industrielle Revolution mit einer „Agrarrevolution“ verbunden. Man ist heute der festen Überzeugung, daß die beträchtliche Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität Voraussetzung der Industrialisierung gewesen ist. Siehe hierzu W. W. Rostow, *Stadien wirtschaftlichen Wachstums*, Göttingen 1960, S. 38 ff. Eine Beschreibung der Tatsachen der englischen „Agrarrevolution“ vermitteln J. D. Chambers und G. E. Mingay, *The Agricultural Revolution, 1750–1880*, London 1966. Allgemein über die Bedeutung der Landwirtschaft für wirtschaftlichen Fortschritt W. H. Nicholls, *The Place of Agriculture in Economic Development*, in: C. Eichler und L. Witt (Hrsg.), *Agriculture in Economic Development*, New York 1964, S. 11–44; E. Boserup, *The Conditions of Agricultural Growth, The Economics of Agrarian Change under Population Pressure*, London 1965; M. M. Postan, *Agricultural Problems of Underdeveloped Countries in the Light of European Agrarian History*, in: *Deuxième Conférence Internationale d'Histoire Économique*, Aix-en-Provence 1962 (École Pratique des Hautes Études — Sorbonne, Sixième Section — Congrès et Colloques, VIII), Paris 1965, S. 9 ff.

Anders als die NASA-Leute können wir den Entwicklungsländern also ihren Weg schon relativ präzise vorzeichnen. Die Sicherheit der Prognosen wird selbstverständlich aus der Beobachtung gleichartiger Tendenzen in allen Ländern, die sich bislang entwickelt haben, gewonnen — gleichgültig ob auf dem kapitalistischen oder sozialistischen Weg. Der Grund dafür ist einleuchtend: Mit dem modernen Wachstum zieht erstmals in der Geschichte eine Art „Welttechnik“ überall ein, eine Technik, die von regional unterschiedlichen natürlichen Bedingungen relativ unabhängig ist.²² Daher gleichen sich die Lebensbedingungen der Menschen, wo sie auch wohnen mögen, immer mehr an. Deshalb geben die höher entwickelten Länder ganz zweifellos das Modell für die bislang weniger entwickelten ab, wird die Geschichte zutreffend als Lehrmeisterin benutzt.

IV

Aber es wird hohe Zeit, Wasser in den Wein zu gießen und zuzugeben, daß ein solches Modell zwar nützlich ist, jedoch entscheidende Fragen des „ökonomischen Arztes“, des Entwicklungshelfers, noch nicht beantwortet. Er fragt zwar auch danach, wie Wachstum, wenn es einmal in Gang gekommen ist, abläuft. Aber dieses Problem ist oft noch wenig aktuell. Viele Entwicklungsländer müssen, bevor in ihnen der Pfad des Wachstums ein Gegenstand der Sorge ist, zunächst auf diesen Weg gebracht werden. Sie müssen noch die erste Medizin erhalten, etwas viel Grundsätzlicheres lernen. Und leider geht der Unterricht nicht schrittweise vom Leichten zum Schweren, sondern das Schwerste steht am Beginn. Da einerseits Armut — aus vielen Gründen — dahin tendiert, chronisch zu sein, und andererseits einmal begonnenes Wachstum unter den heutigen Bedingungen ebenfalls dahin zu tendieren scheint, chronisch zu werden, ist es offenbar das Schwerste, von einem chronischen Zustand (der Stagnation) in den anderen chronischen Zustand (des Wachstums), in dem dann alles zuvor Aufgeführte stattfinden wird, zu gelangen.

So müssen wir nun im dritten Schritt fragen, ob uns bei der Lösung dieser

²² Siehe hierzu auch R. A. Easterlin, *Is There Need for Historical Research in Underdevelopment?* *American Economic Review*, LV (1965) *Papers and Proceedings*, S. 104 bis 108. Der Verfasser verweist nicht nur auf die „Welttechnik“, sondern auch auf einen komplexen Faktor, der sich aus Untersuchungen Houthakkers, Kravis und Kuznets zu ergeben scheint: die erstaunliche Konstanz der Einkommenselastizität der Nachfrage nach breiten Kategorien des Sozialprodukts, sowohl im Zeitvergleich wie im internationalen Vergleich. Ob es sich hier um optische Täuschungen (im Zusammenhang mit statistischen Operationen) oder um reale Sachverhalte handelt, scheint mir bislang noch nicht geklärt.

Aufgabe die europäische Wirtschaftsgeschichte ebenfalls Anhaltspunkte vermitteln kann, ob sie Lehren enthält, die für die Entwicklungsländer anwendbar sind.²³

V

Stellen wir gleich zu Beginn dieses 3. Schritts deutlich fest, daß die Entwicklungsländer am wenigsten aus der Entwicklung jenes Landes lernen können, in dem von 1760 bis 1830 die industrielle Revolution stattgefunden hat, von England. England hat nämlich eine absolut einmalige, nicht wiederholbare Sonderstellung, war es doch das einzige Land der Welt, in dem — nach einer recht langen Vorgeschichte und schließlich wohl als Ergebnis historischer Zufälle — eine autochthone industrielle Revolution stattgefunden hat. Damit war die Welt ein für allemal verändert.

Ein zweifacher Demonstrationseffekt ist von England ausgegangen, der es verhindert hat und bis heute verhindert, daß je ein anderes Land den englischen Weg kopieren könnte oder hätte kopieren müssen. England bewies erstens, daß wirtschaftliches Wachstum möglich ist, und es vermittelte zweitens zugleich Kenntnis von gewissen Verfahren wirtschaftlichen Wachstums, die die anderen Länder nicht mehr selbständig zu entwickeln brauchten. Auf ein Schlagwort gebracht: Es ist nicht mehr notwendig, die Dampfmaschine zu erfinden, nachdem es sie einmal gibt. Somit ist es nicht notwendig, in irgendeinem Land genau jene Bedingungen zu kopieren, unter denen Dampfmaschinen erfunden werden. Vielmehr ist es nur notwendig, Umstände zu schaffen, unter denen die Kenntnisse des Führungslandes von den weniger entwickelten übernommen werden können. Genau dies ist heute das Problem der Entwicklungsländer. Im 19. Jahrhundert war es das Problem der hinter England zunächst zurückbleibenden Gebiete Europas, unter denen sich auch die deutschen Staaten befunden haben.

Dem „gebildeten Publikum“ ist viel zu wenig bekannt, daß Deutschland im frühen 19. Jahrhundert in einem erheblichen Umfang „Entwicklungs-

²³ Die folgenden Ausführungen des Textes enthalten eine Auswahl von Problemen, die unter dem Gesichtspunkt der Eignung für den Vortrag vor einem nicht speziell vorgebildeten Publikum getroffen werden mußte. Dabei waren so interessante Fragestellungen wie die noch immer nicht beigelegten Kontroversen um „balanced or unbalanced growth“, um den Zusammenhang von Inflation und Wachstum, um die Methoden der Kapitalbildung, die Außenhandelspolitik etc. auszuscheiden.

Es hätte auch nahegelegen, in diesem Vortrag ausdrücklich auf die Diskussion über Hindernisse und Voraussetzungen wirtschaftlichen Wachstums einzugehen. Jedoch ist auch dieses Problem zu kompliziert, als daß es hinreichend hätte verdeutlicht werden können. Siehe zum Ansatz A. O. Hirschman, *The Strategy of Economic Development*, New Haven 1958; A. Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge, Mass. 1962; A. O. Hirschman, *Obstacles to Development: A Classification and a Quasi-vanishing Act*, *Economic Development and Cultural Change*, XIII (1965), S. 358 ff.

hilfe“ erhalten hat, wobei Kapitalimport nicht einmal eine dominierende Rolle gespielt hat. Vielmehr stand der Intelligenzimport, der auch heute für die Entwicklungsländer so wichtig ist, an erster Stelle. Man importierte Maschinen und Apparate und hat sich an ihnen geschult und sie schließlich nachgebaut. Eine bedeutende Zahl von englischen Technikern und Kaufleuten hat im 19. Jahrhundert in unserem Land Industriebetriebe errichtet und gefördert.²⁴ Die erste Periode des deutschen Eisenbahnbaus ist ohne eine Würdigung der englischen Beteiligung überhaupt nicht zu verstehen. Drei Generationen lang war es geradezu selbstverständlich, daß fortschrittliche Unternehmer und auch hohe deutsche Verwaltungsbeamte nach England gingen, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten und nach Möglichkeit hinter die Geheimnisse der englischen Überlegenheit zu kommen.

Die deutschen „Entwicklungsspione“ haben aber nicht nur Apparaturen und Maschinen sowie merkantile Institutionen, etwa die Aktiengesellschaft, kopiert, sondern auch die englische Gesellschaftsordnung und Sozialphilosophie bewundern gelernt und sich dann an der Übertragung auf den Kontinent versucht. Der englische Individualismus und Liberalismus ist zur Gesellschaftslehre der progressiven Eliten in Deutschland und anderen Ländern des Kontinents geworden. Bereits im „Sturm und Drang“ hatte sich ja die deutsche Intelligenz von dem französischen Vorbild der Hofkultur, damit der Lebensform einer absterbenden Gesellschaft, fort- und dem englischen Menschenbild zugewendet. Die Rezeption der englischen Dichtung, die Verbreitung des englischen Naturparks im Gegensatz zum gestutzten Linealgarten der Franzosen, die Hinwendung zur englischen Mode, der Geniekult — das waren Phänomene intellektueller Übertragungen von größter Bedeutung auch für die wirtschaftliche Entwicklung, haben sie doch den Weg für die umwälzenden gesellschaftlichen Veränderungen und auch für Reformen geebnet, die etwa in Preußen mit den Namen Stein und Hardenberg verbunden sind.

Halten wir fest: Europas Wirtschaftsgeschichte zeigt, daß nicht nur die Technik, sondern auch soziale Veränderungen, von denen die erfolgreiche Imitation des wirtschaftlichen Fortschritts abhängen sollte, von einem Land auf das andere übertragen worden sind.²⁵

²⁴ Zusammenfassend W. O. Henderson, *Britain and Industrial Europe 1750–1870. Studies in British Influence on the Industrial Revolution in Western Europe*, Liverpool 1954. Die deutschen Staaten erhielten ihre Impulse auch auf dem Wege über andere Staaten, siehe u. a. R. E. Cameron, *Some French Contributions to the Industrial Development of Germany, 1840–1870*, *Journal of Economic History*, XVI (1956), S. 281 ff.; R. E. Cameron, *France and the Economic Development of Europe 1800–1914*, Princeton 1961.

²⁵ Das systematische Studium der Übertragungsbedingungen hat unter Wirtschaftswissenschaftlern erst begonnen, während Sozialwissenschaftler hierzu schon eine umfangreiche Literatur bereitgestellt haben. Einen Überblick vermittelt E. M. Rogers, *Diffusion of Innovations*, New York 1962.

In Preußen beobachten wir eine charakteristische Form der Übertragungen sozialer Veränderungen, die nach meiner Ansicht beanspruchen kann, noch heute von Interesse zu sein. Preußen war, wie Sie wissen, 1806 in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt von den Truppen Napoleons vernichtend geschlagen worden. Diese Niederlage war mehr als eine der üblichen verlorenen Schlachten. Sie demonstrierte unmißverständlich, daß das Herzstück des legendären Preußenstaats, die Armee, den revolutionären Truppen Frankreichs nichts entgegenzusetzen hatte. Der preußische Staat geriet in eine tiefe Krise. In ihr gelang es einigen *homines novi*, in entscheidende Machtpositionen einzudringen, die ihnen unter regulären, d. h. traditionellen Umständen sicherlich nicht offengestanden hätten. Diese neue militärische und politische Elite hatte begriffen, daß die politische Geltung des Staates nur zurückzugewinnen war, wenn sich die Gesellschaft gründlich wandelte, um in Heer, Staatsapparat und Wirtschaft latente Kräfte freizusetzen. Gerade weil man einen Gegner bekämpfen wollte, der offenkundig überlegen war, hat man nicht umhin gekonnt, die Ursachen der Überlegenheit weitgehend zu *imitieren*. In unserem Fall waren das Konstruktionsprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie sich in England und Frankreich herausgebildet hatten. Hierzu gehörte die Emanzipation bislang unfreier Schichten und die Beseitigung von Privilegien der Aristokratie im Zusammenhang mit einer Agrarreform. Im Europa des 19. Jahrhunderts hat sich kein Land industrialisiert, ohne zuvor eine Agrarreform, d. h. eine Veränderung der politischen Ordnung auf dem Land und eine Umverteilung des Landeigentums begonnen zu haben — deren Fehlen heute in nicht wenigen Entwicklungsländern als entscheidender Hinderungsgrund für die nachhaltige Industrialisierung angesehen wird.²⁶

Es ist nun sehr wichtig zu sehen, daß in Europa in verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten die durch das englisch-französische Vorbild angeregten Reformen aus politischen Niederlagen heraus konzipiert worden sind, beispielsweise auch 1861 in Rußland nach dem verlorenen Krimkrieg.

²⁶ Siehe u. a. M. Boserup, *Agrarian Structure and Take-off*, in: W. W. Rostow (Hrsg.), *The Economics of Take-off into Sustained Growth*, London 1964, S. 201–224; E. H. Tuma, *Twenty-six Centuries of Agrarian Reform. A Comparative Analysis*, Berkeley and Los Angeles 1965; für Deutschland siehe F. Lütge, *Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1963, S. 169 ff.; eine besonders eingehende Studie der Wirkungen einer Reihe von Agrarreformen in einem europäischen Land findet sich bei A. Gerschenkron, *Agrarian Policies and Industrialization: Russia 1861–1917*, in: *The Cambridge Economic History of Europe*, Vol. VI, Teil 2, Cambridge 1965, S. 706–800; die Probleme in den Entwicklungsländern werden dargestellt in *United Nations, Department of Economic Affairs, Land Reform, Defects in Agrarian Structure as Obstacles to Economic Development*, New York 1951, auszugsweise abgedruckt in B. Okun und R. W. Richardson (Hrsg.), *Studies in Economic Development*, New York 1964; ein theoretischer Ansatz bei Ph. M. Raup, *The Contribution of Land Reforms to Agricultural Development; An Analytical Framework, Economic Development and Cultural Change*, XII (1963), S. 1–21.

Man könnte daraus die Lehre ziehen, daß es offensichtlich ein Grundmotiv der Führungskräfte in Entwicklungsländern ist, sich zu modernisieren, um fähig zu werden, sich gegen politische und wirtschaftliche Suprematie zur Wehr zu setzen.²⁷ Der Nationalismus ist eine gewaltige Triebkraft für sozialen Wandel und wirtschaftlichen Fortschritt in zurückgebliebenen Ländern.

Erlauben Sie mir eine wertende Nebenbemerkung: Wir sollten vielleicht den Nationalismus in den Entwicklungsländern weniger mit dem schlechten Gewissen beurteilen, das uns unsere jüngste Vergangenheit aufgibt, und mehr mit dem Verständnis, das sich aus unserer eigenen längeren Geschichte ergibt. Nationalismus ist offenbar eine normale Reaktion auf Entwicklungsgefälle und vielleicht sogar eine kaum ersetzbare Antriebskraft für die vielfachen Wandlungen, die wirtschaftlichem Wachstum vorausgehen.

Ich hoffe, Sie stimmen nunmehr mit mir überein, daß für die Entwicklungsländer das Studium jener europäischen Staaten, die sich erst später als England gewandelt haben, relevanter ist als das englische Modell. In diesen Fällen können wir bereits studieren, wie und unter welchen Bedingungen sich der Anstoß zu wirtschaftlichem Fortschritt und wie sich die Methoden von einem Land auf andere übertragen — und darauf kommt es für die Entwicklungsländer an.²⁸

VI

Freilich dürfen wir nicht die Augen davor verschließen, daß die Übertragung von Techniken und Institutionen innerhalb Europas im 19. Jahrhundert noch relativ einfach gewesen ist, da die Unterschiede der Techniken und der sozialen Entwicklungsstufen noch nicht von den gleichen Größenordnungen waren wie heute.²⁹

²⁷ W. W. Rostow hat verschiedentlich auf diesen Umstand hingewiesen, u. a. in: *Industrialization and Economic Growth*, in: *Première Conférence Internationale d'Histoire Économique*, Stockholm 1960, Paris 1960, S. 26 f.

²⁸ In A. O. Hirschmans interessantem Buch *The Strategy of Economic Development*, New Haven 1958, findet sich S. 7 die Überschrift „The importance of being a latecomer“. Hirschman führt hier aus: „Some theories of development fail to include in their structures this fundamental fact of contact between the advanced and backward countries. The question they ask: why have some countries developed while others have failed to do so? seems to us relevant primarily to the inquiry why the Industrial Revolution took place in England rather than elsewhere. Once economic progress in the pioneer countries is a visible reality, the strength of the desire to imitate, to follow suit, to catch up obviously becomes an important determinant of what will happen among the nonpioneers.“

²⁹ R. F. Behrendt, *Gesellschaftliche Aspekte der Entwicklungsförderung*, in: E. Schneider (Hrsg.), *Weltwirtschaftliche Probleme der Gegenwart*, Schriften des Vereins für Socialpolitik N. F. Band 35, Berlin 1965, S. 507 ff., betont ebenfalls die heutigen soziokulturellen Unterschiede stark. Allerdings unterschätzt er nach meinem Eindruck etwas die Varianz im vorindustriellen Europa und ist geneigt, den „Westen“ als eine Einheit zu sehen — speziell S. 520 ff.

1. Heute ist z. B. die Kluft zwischen den fortgeschrittensten Verfahren und den traditionellen Methoden riesig groß, und es gibt nur noch wenige Brücken zwischen beiden — wie es sie noch im 19. Jahrhundert gegeben hat, da der geschulte Handwerker als Facharbeiter in der Fabrik eine gefragte Kraft war.³⁰ Vom Kanu zum Düsenflugzeug, von der Stammesorganisation zu einem modernen Staatswesen und zur Aktiengesellschaft, vom Ritual des Mediziners zum Penicillin führt deshalb sicher im einzelnen ein anderer Weg als der, den die europäischen Völker seinerzeit genommen haben. Die heutigen Entwicklungsländer müssen viele Schritte unserer eigenen Entwicklung auslassen, da sie nicht veraltete Techniken übernehmen können, mit denen sie ebensowenig konkurrenzfähig wären wie mit den gegenwärtigen. Und dennoch, möchte ich meinen, bleiben noch immer grundsätzliche Probleme vergleichbar und gibt das Studium der europäischen Entwicklung (aber auch das der japanischen) zumindest Anregungen, etwa bei folgenden Fragen: Wie wurden in Europa Arbeitskräfte diszipliniert und ausgebildet?³¹ Oder: Wie ist ein wirksames staatliches Abgabensystem entwickelt worden?³² Ich glaube, es ist nicht unwichtig, auch in diesen Fällen das europäische Modell zu studieren, und sei es nur mit dem Vorsatz, zu erfahren, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren und wie man es heute nicht machen sollte oder kann.³³

³⁰ So offenkundig einem Fachmann der europäischen Wirtschaftsgeschichte die förderliche Rolle der jahrhundertalten Handwerkstradition für die Industrialisierung sein wird, so schwierig ist doch eine exakte quantitative Einschätzung ihrer Bedeutung. *H. J. Habakkuk*, *American and British Technology in the 19th Century*, Cambridge 1962, meint sogar, daß der schnelle Aufschwung der USA auf das Fehlen einer handwerklichen Grundlage zurückzuführen sei, welches den Einsatz arbeitsparender Maschinen begünstigt habe.

³¹ Hierzu gibt es eine umfangreiche Literatur, siehe u. a. *S. Pollard*, *Factory Discipline in the Industrial Revolution*, *Economic History Review*, 2nd Series XVI (1963), S. 254 ff.; *S. Pollard*, *The Genesis of Modern Management*, London 1965; *N. McKendrick*, *Josiah Wedgwood and the Factory Discipline*, *The Historical Journal*, IV (1961), S. 30; zu vergleichbaren Problemen in Entwicklungsländern *W. E. Moore*, *Industrialization and Labor*, Ithaca 1951; *W. E. Moore*, *Labor Attitudes toward Industrialization in Underdeveloped Countries*, *American Economic Review*, XLV (1955), *Papers and Proceedings*, S. 156–165.

³² Einen knappen Überblick über Zusammenhänge zwischen Besteuerung und wirtschaftlicher Entwicklung vermittelt *N. Kaldor*, *The Role of Taxation in Economic Development*, in: *E. A. G. Robinson* (Hrsg.), *Problems in Economic Development. Proceedings of a Conference Held by the International Economic Association*, London 1965, S. 170 ff.

³³ Im Rahmen des Vortrags kann nicht näher auf die Formen und Stadien der Übertragung der Industrialisierung von England auf den Kontinent eingegangen werden. Das ist um so bedauerlicher, als sich hier weitere „Lehren“ ergeben. Kein Land des Kontinents hat genau die englische Industriestruktur kopieren können. Speziell stand auf dem Kontinent die Baumwollindustrie nicht vergleichbar im Zentrum der „industriellen Revolution“ wie in England, da der Entwicklungsvorsprung Englands schon früh zu einer weitgehenden Beherrschung des Weltmarktes geführt hat, so daß etwa die deutsche Industrie keinen vergleichbar lohnenden Massenabsatz mehr zu finden vermochte. Wohl war auch in Deutschland die Textilindustrie für die Industrialisierung

2. Einer der aufregendsten Unterschiede in den Entwicklungsbedingungen Europas im 18. und 19. Jh. und denen mancher heutigen Entwicklungsländer besteht in der so gänzlich anderen Relation von Wirtschaftswachstum und Bevölkerungsentwicklung früher und jetzt.

Während in Europa die Bevölkerung erst angewachsen ist, als wirtschaftliches Wachstum bereits im Gange war, erleben einige der größten und bereits dichtest bevölkerten Entwicklungsländer heute eine Explosion, die jedes zuvor aus Europa berichtete Tempo übersteigt und auch dem wirtschaftlichen Wachstum zuvorkommt. Damit ist ein Ende des Elends in diesen Ländern in weiteste Ferne gerückt.³⁴ Diese Länder haben nämlich eine hygienisch-medizinische Revolution erlebt, dank deren die Sterberate rasch gesunken ist. Es sind Teilelemente des europäischen Fortschritts übernommen worden, aber noch immer haben die Völker die vorindustriellen Geburtengewohnheiten mit sehr hohen Geburtenraten, welche sich bislang kaum an die neue Situation angepaßt haben.³⁵ Demgegenüber haben die Völker Nordwesteuropas schon lange vor der industriellen Revolution eine soziale Regelung gekannt, um die Geburtenraten einzuschränken, wann immer der

von Bedeutung, aber bei weitem nicht in gleicher Weise wie in England. In Deutschland stand eher die Schwerindustrie im Zentrum des Aufschwungs in der Mitte des 19. Jahrhunderts. In diesem Zeitraum verwandelte sich der Nachteil des Zuspätkommens schnell in einen Vorteil: Kapital und Arbeitskräfte waren frei für die neuen Industrien: Kohlenbergbau, Eisenverarbeitung, Maschinenbau, Elektroindustrie, chemische Industrie; in den drei letzten konnte die deutsche Industrie Weltgeltung erwerben. Englands frühes Erscheinen am Welttextilmarkt erwies sich demgegenüber späterhin als Nachteil für das Wachstum des Landes und ist heute eine der Ursachen für die beständigen Zahlungsbilanzkrisen. Heute leidet England unter seiner früheren Pionierrolle, wie auch das Ruhrgebiet unter seiner früheren ausgezeichneten Stellung auf der Kohle leidet. Das einstmals als Voraussetzung für die Industrialisierung deklarierte Geschenk der Natur erweist sich als problematisch — und revierferne Länder, die sich hemmungslos dem Erdöl öffnen können, haben nunmehr Vorteile. Es stellt sich — wie so oft — heraus, daß in der Geschichte Vorteile für Wachstum in Hindernisse umschlagen. Ein weiteres Beispiel möge dies noch verdeutlichen: Die englische „Amateurtradition“ war sicherlich vorzüglich geeignet für den Beginn der industriellen Revolution — aber sie erwies sich späterhin als ein Hindernis für die Fortsetzung des Wachstums, nachdem systematische naturwissenschaftliche Forschung die Grundlage technischer Neuerungen zu bilden begann (siehe *Ch. P. Kindleberger*, *Economic Growth in France and Britain 1851–1950*, Cambridge/Mass. 1964, S. 89 ff.).

³⁴ Statt vieler Belege siehe *United Nations*, *The Determinants and Consequences of Population Trends*, New York 1953; *D. V. Glass* und *E. Grebenik*, *World Population 1800–1950*, in: *Cambridge Economic History of Europe* Band VI/1, Cambridge 1965, S. 56–138. In England und Wales kamen 1688 5 bis 10 ha Land auf einen Haushalt (auf eine männliche Vollarbeitskraft), während es heute in Asien und Ägypten nur mehr 1 bis 2,5 ha sind; siehe *B. F. Hoselitz*, *Population Pressure, Industrialization and Social Mobility*, *Population Studies* XI (1957), S. 126.

³⁵ Siehe auch *N. Keyfitz*, *The Impact of Technological Change on Demographic Patterns*, in: *Industrialization and Society*, hrsg. *B. F. Hoselitz* und *W. E. Moore*, *Unesco-Mouton* 1963, S. 218 ff.

Lebensspielraum sich verengte.³⁶ Bei weitem nicht alle Menschen hatten nämlich die Chance, eine Familie zu gründen,³⁷ und diejenigen, die es konnten, waren dazu im allgemeinen erst in höherem Alter fähig als heute, so daß die eheliche Kinderzahl, speziell in Notzeiten, tendenziell herabgesetzt wurde.³⁸ Die Steuerung der Heiratshäufigkeit und des Heiratsalters hat zwar auch in Europa nie ausgereicht, um Menschenzahl und Nahrungsspielraum genau aufeinander abzustimmen — aber sie hat doch geholfen, daß diese Aufgabe nicht nur dem Armutstod überlassen werden mußte. Und vermutlich hat sie dazu beigetragen, daß im europäischen Nordwesten schon vor der industriellen Revolution der Wohlstand größer als auf dem Rest des Kontinents gewesen ist.³⁹ In den meisten Entwicklungsländern gibt es heute eine derartige soziale Steuerung der Geburtenzahl nicht und sie läßt sich kaum noch einführen. Heute kann und muß aber auch nicht die Ehe-

³⁶ Nur nebenbei sei ein weiterer Unterschied erwähnt: Europa konnte im 19. und frühen 20. Jh. einen Teil seines Bevölkerungsüberdrucks noch an Siedlungsgebiete in Übersee und im Osten abgeben, was heutigen Entwicklungsländern verwehrt ist.

³⁷ Hierfür ist im wesentlichen das Familiensystem im Zusammenhang mit der Organisation der landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe maßgebend gewesen. Im Regelfall konnte man erst heiraten, wenn man eine „Stelle“ besaß, die der neubegründeten Familie den Lebensunterhalt (aus eigener Arbeit) sicherte. Familien- und Betriebsgründung (oder Betriebsübernahme) waren weitgehend dasselbe. Da aber die Zahl der Stellen begrenzt war (und begrenzt gehalten wurde, woran sowohl die Grundherren wie die Zünfte interessiert waren), gab es gleichsam „automatische“ Bremsen gegen die Übervölkerung — es sei denn, Naturkatastrophen veränderten plötzlich die gesamte Lebensgrundlage: dann bestand kurzfristig eine „Übervölkerung“, die durch Erhöhung der Mortalität beseitigt wurde.

³⁸ J. Hajnal, *European Marriage Patterns in Perspective*, in: *Population in History, Essays in Historical Demography*, hrsg. D. V. Glass und D. E. C. Eversley, London 1965, S. 101 ff.; G. Mackenroth, *Bevölkerungslehre — Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung*, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1953, Fünftes Kapitel S. 413 ff.; W. J. Goode, *Industrialization and Family Change*, in: *Industrialization and Society*, hrsg. B. F. Hoselitz and W. E. Moore, Unesco-Mouton 1963, S. 237 ff.; E. A. Wrigley, *Family Limitation in Pre-Industrial England*, *Economic History Review*, 2nd Series XIX (1966), S. 82 ff. Wrigley berichtet von einer speziell untersuchten Region, in der — als in den vierziger Jahren des 17. Jh. die Mortalität heftig angestiegen war — auch das Erstheiratsalter der Frauen von bislang durchschnittlich 27 Jahren auf 29,6 Jahre anstieg — auf welcher Höhe es etwa 70 Jahre lang verblieben ist. Da man damit rechnen kann, daß Frauen durchschnittlich bis zum 40. Lebensjahr Kinder bekommen konnten, so hat die Erhöhung des Heiratsalters zur Beschränkung der Geburtenzahl, die offenkundig angezeigt war, beigetragen. 1647–1719 waren nur 4 Prozent der erfaßten erstmals heiratenden Frauen „teenager“.

³⁹ Darüber, daß die Begrenzung der Eheschließung in Westeuropa die wirtschaftliche Entwicklung gefördert hat, siehe H. J. Habakkuk, *Historical Experience of Economic Development*, in: *Problems in Economic Development, Proceedings of a Conference Held by the International Economic Association*, hrsg. E. A. G. Robinson, London 1965, S. 125 ff.; Realeinkommensvergleiche sind zwar für das 18. Jh. höchst spekulativ, doch scheint an dem relativen Wohlstand in Westeuropa (nach Anmerkung 3) kein Zweifel möglich. Die „Familienplanung“ soll hierzu beigetragen haben.

schließung reguliert werden, sondern — wie im modernen Europa — die innereheliche Geburtenzahl. Für die Entwicklungsländer ist ein Sprung über Jahrhunderte hinweg nötig und — seit kurzem — offenbar doch auch möglich.⁴⁰

3. Bislang haben wir zwei Komplikationen besprochen, die eine einfache Übertragung europäischer Erfahrungen des 19. Jahrhunderts auf die Entwicklungsländer verhindern, erstens die viel größeren technischen Gefälle und zweitens die bislang unvergleichbare Bevölkerungsentwicklung.

Eine dritte prinzipielle Abweichung ergibt sich aus der inzwischen wahrlich gefährlich großen Diskrepanz des Wohlstands zwischen den armen und reichen Ländern. Eine gewisse Diskrepanz des Wohlstands ist eine wichtige Entwicklungsvoraussetzung für die zurückgebliebenen Länder, die anders kaum zum Wachstum angeregt würden.⁴¹ Aber heute läßt der zur Schau getragene Reichtum der Länder Nordamerikas und Europas in den zurückgebliebenen auch Wünsche entstehen, die unter gar keinen Umständen zu befriedigen sind — und wie im Leben des einzelnen, so erzeugt dies auch im Leben politischer Gruppen neurotische Situationen. Manche Entwicklungsländer sind dieser Situation nicht gewachsen, zumal sie in der Übergangsphase ohnehin einer Vielzahl von inneren Belastungen ausgesetzt sind, da die neue Gesellschaft nur aus dem schmerzlichen Prozeß der Zerstörung

⁴⁰ Wie wir von den Zoologen wissen, haben auch Tiergesellschaften immer wieder lernen müssen (und gelernt), die für die Bestimmung der Nachkommenschaft wichtigen Umstände zu kontrollieren. In einem umfangreichen Buch *Animal Dispersion in Relation to Social Behaviour*, Edinburgh und London 1962, schreibt V. C. Wynne Edwards, daß die menschlichen Urvölker nicht anders als die Tiere folgendes lernten — oder lernen mußten (bei Strafe des Untergangs):

1. daß „overfishing“ den Ertrag je Sammler und schließlich sogar den Gesamtertrag mindert, ja den Bestand der Beute unter Umständen so drastisch mindert, daß die Regeneration unmöglich wird und damit die künftige Ertragschance verschwindet;
2. daß die Größe des vorhandenen Nahrungsbestandes nicht selbstverständlich gegeben ist, vielmehr im Lichte der Erfahrungen zu bestimmen ist, „entdeckt“ werden muß;
3. daß die Mitglieder der Population irgendwie zu einer Übereinkunft darüber gelangen müssen, daß die gesamte Ausbeute begrenzt werden soll. Dafür müssen die Individuen auf individuelle Vorteilsuche zugunsten der langfristigen Versorgung der ganzen Population verzichten;
4. daß Mechanismen entwickelt werden müssen, die regeln, wer an der Beute teilhaben darf und in welchem Umfang. In der Regel überlassen dies Tiere keinem reinen Konkurrenzmechanismus, sondern oft einer zuvor konstituierten Hierarchie;
5. daß es dennoch unsicher bleibt, ob nicht einmal die entartende Ausbeutung der Nahrungsbestände einsetzt. Nach V. C. Wynne Edwards haben die meisten Tiergesellschaften diese Lehren offenbar gezogen, denn sie leben in der freien Natur meist in gutem Zustand und nicht an einer Elendsgrenze. Die Population wird also in der Regel weit unterhalb der Hungergrenze gehalten (zumal sie anders kaum zur Selbstverteidigung fähig wäre).

⁴¹ Siehe A. Smithies, *Rising Expectations and Economic Development*, *Economic Journal*, LXXI (1961), S. 255 ff.

alter Institutionen, Herrschaftsorganisationen und Moralvorstellungen erwachsen kann.⁴²

Es scheint mir das aufregendste Problem für die Entwicklungsländer zu sein, ob die gesellschaftszerstörenden Aspekte des Fortschritts sich radikaler und schneller durchsetzen als die Segnungen. Das europäische Modell sagt hier relativ wenig. In Westeuropa hat die Steigerung des Lebensstandards der Massen von der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Spannungen gemildert, die mit der Auflösung der traditionellen Sozialordnung und der Konstituierung der neuen verbunden waren. Ob sich mit einer Steigerung des Lebensstandards auch in den Entwicklungsländern die Beruhigung wiederholt, ist aber keineswegs sicher, weil dort die Kenntnis von den besseren Lebensmöglichkeiten ja viel schneller wächst als das Einkommen — ein gänzlich neues Faktum in der Geschichte. Selbst ein geradezu unmöglich schnelles Einkommenswachstum wird diese Länder auf lange Zeit hinaus im Vergleich zu den höher entwickelten Gebieten Europas, zu schweigen von den USA, arm erscheinen lassen.⁴³ Dies erzeugt eine permanente Krisenstimmung.

Hier vollzieht sich der moderne Klassenkampf. Erziehung und Bildung werden — weil sie den Kontakt zu den entwickelten Ländern vermitteln — eher noch zur Destabilisierung als zur Stabilisierung beitragen.⁴⁴

VII

Dabei halte ich es für einen phantastischen Irrtum der offiziellen amerikanischen und europäischen Entwicklungshilfe-Ideologie anzunehmen, daß

⁴² Auf diese „Kosten“ wirtschaftlichen Wachstums geht verständnisvoll ein *W. A. Lewis*, Die Theorie des wirtschaftlichen Wachstums, Tübingen-Zürich 1956, S. 473 ff. Anhang: „Ist wirtschaftliches Wachstum wünschenswert?“ Einen allgemeinen Rahmen für Analysen steckt auch ab *N. J. Smelser*, Mechanisms of Change and Adjustment to Change, in: *B. F. Hoselitz* und *W. E. Moore* (Hrsg.), Industrialization and Society, Unesco-Mouton 1963, S. 32 ff. Siehe auch *N. J. Smelser*, Social Change in the Industrial Revolution, Chicago 1959.

⁴³ Tatsächlich haben schon einige Entwicklungsländer heute Wachstumsraten des Sozialprodukts je Kopf, die beachtlich größer sind als jene, die England, Frankreich oder die deutschen Staaten im 19. Jahrhundert aufweisen konnten. Dennoch wird es Jahrzehnte brauchen, bis die inzwischen entstandene Einkommensdifferenz sichtbar verringert wird.

⁴⁴ Es ist hier leider nicht der Platz, auf die nichtsdestoweniger höchst bedeutsame Rolle der Erziehung ausführlich hinzuweisen. Sicherlich ist der relativ hohe Bildungsstand der europäischen Bevölkerung im 18. Jh. einer der wesentlichen Gründe für die industrielle Revolution und das schnelle wirtschaftliche Wachstum im 19. Jh. Inzwischen wird auch erkannt, daß in den Entwicklungsländern in erster Linie das Erziehungswesen modernisiert werden muß. Aber es bleibt dabei, daß mit der Hebung des Bildungsniveaus auch Gefahren für die Balance der Gesellschaft verbunden sind.

schnelles Wachstum in den Entwicklungsländern zu politischer Stabilität und Frieden beitragen werden.⁴⁵ Es mag der Wunsch Vater des Gedankens sein. Aber ein Blick in die europäische Geschichte lehrt ganz anderes, nämlich daß schnelles wirtschaftliches Wachstum *zunächst* gesellschaftlichen Wandel voraussetzt⁴⁶ und in diesem Zusammenhang eher ein *destabilisierender* Faktor ist, der Revolutionen gebiert. Nicht zufällig sind vom 18. Jahrhundert bis heute in Europa industrielle Entwicklung und politische Revolutionen vielfach miteinander verbunden gewesen.⁴⁷

Jedoch, und das scheint mir wiederum von Bedeutung, weil es auf eine gewisse gemeinsame Grundsituation hinweist, in der das gleiche Heilmittel Wirkungschancen besitzt: Wir beobachten heute, wie in den Entwicklungsländern der Nationalismus dazu verhilft, die Menschen, die sich im Zerfall der traditionellen Schichten- und Gruppenstruktur der Gesellschaft höchst unbehaust und, ohne die traditionellen Normen, verloren vorkommen, wiederum zu integrieren, zu befrieden und in neue — moderne — Herrschaftsstrukturen einzuordnen, sei es in die Herrschaftsstrukturen des Marktes oder des Staatsapparates.⁴⁸ Hierzu werden nationale Kulte erfunden, die

⁴⁵ Eine zusammenfassende Übersicht zum Problem (und einen etwas grob-schematischen Überblick über die europäische Geschichte) gibt *M. Olson*, Rapid Growth as a Destabilizing Force, Journal of Economic History, XXIII (1963), S. 529 ff.; siehe auch *R. C. Ricker*, Discontent and Economic Growth, Economic Development and Cultural Change, XI (1962), S. 1–15.

⁴⁶ *N. S. Buchanan* und *H. S. Ellis*, Approaches to Economic Development, New York 1955, S. 406: „The really fundamental problems of economic development are non-economic.“ Weiter hierzu *B. F. Hoselitz*, Non-economic Factors in Economic Development, American Economic Review, XLVII (1957), Papers and Proceedings, S. 28–41; *B. F. Hoselitz*, Main Concepts in the Analysis of the Social Implications of Technical Change, in: Industrialization and Society, hrsg. *B. F. Hoselitz* und *W. E. Moore*, Unesco-Mouton 1963, S. 11–31; *E. E. Hagen*, On the Theory of Social Change. How Economic Growth Begins, Homewood Ill. 1962; auf die politischen Implikationen zunächst „rein ökonomisch“ definierter Entwicklungsstrategien verweisen *W. F. Ilchman* und *R. C. Bhargava*, Balanced Thought and Economic Growth, Economic Development and Cultural Change, XIV (1964), S. 385–399.

⁴⁷ Weil Fachleute inzwischen den Zusammenhang zwischen Gesellschaftswandel und wirtschaftlichem Fortschritt erkannt haben, hört man gelegentlich schon die Empfehlung, die Industrieländer mögen lieber einen Teil ihrer Gelder dafür verwenden, in den Entwicklungsländern Revolutionen zu inszenieren, als andere fragliche Projekte zu fördern, die doch immer die herrschenden Schichten unterstützten. Doch ist dies ein riskantes Unternehmen, da man eine in Gang gebrachte Revolution nicht leicht kontrollieren kann. Wie schon *Alexis de Tocqueville* gewußt hat, gibt es für einen Fürsten keinen gefährlicheren Zeitpunkt seiner Herrschaft als den *nach* Reformen. Reformwille zeigt (neben einer möglichen Schwäche des Herren) den Untertanen, daß die bislang geduldig getragenen Übel offenbar nicht naturnotwendig sind. Da aber kaum alle Übel zugleich abgestellt werden können, bleiben genug, um in den Benachteiligten den Wunsch nach Selbsthilfe zu wecken. Nahezu alle Revolutionen der neueren europäischen Geschichte zeigten Akzelerationsprozesse aus kleinen Anfängen — nicht selten aus Reformen von oben.

⁴⁸ Die gesellschaftliche Desintegration durch Einführung des Marktmechanismus betont auch *J. H. Boeke*; Economics and Economic Policy of Dual Societies, Haarlem 1952. Frei-

nationale Geschichte wird entdeckt.⁴⁹ Aber ist das so neu? Hat es das nicht auch im Europa des 19. Jahrhunderts gegeben — und hat es nicht in Europa zur inneren Befriedung der Massen ebenso beigetragen wie die Steigerung des Lebensstandards?

Wir beobachten, wie die Entwicklungsländer sich zum Zwecke der inneren Befriedung auch in der Handhabung sozialpolitischer Instrumente üben, die schließlich ebenfalls in Europa ihr förderliches Werk getan haben. Freilich sind in Europa die Sozialversicherung, die progressive Einkommensteuer und andere Institute der sozialen Sicherheit und der Einkommensumverteilung im allgemeinen nicht schon in den ersten Dutzenden des sozialen Wandels entwickelt worden, sondern Produkte einer späteren Entwicklung. Hieraus haben nicht wenige Entwicklungshelfer eine fatale Lehre gezogen und den Entwicklungsländern empfohlen, mit sozialpolitischen Programmen zu warten, bis „sie es sich leisten können“, wie es so schön heißt. Sozialpolitik sei eine Art Luxus, setze einen gewissen Wohlstand voraus. Man meint vor allem, in den Entwicklungsländern bestünde die Gefahr, daß gerade wegen der Sozialpolitik die Wachstumsrate geringer wäre als theoretisch möglich, weil man z. B. Unternehmerprofite schon jetzt radikal besteuert, die man vor gut 100 Jahren doch noch toleriert habe. Niemand kann jedoch beweisen, wie hoch die Wachstumsrate in den Entwicklungsländern heute wäre, wenn man den ungehinderten *laissez-faire*-Kapitalismus sich auswirken ließe; niemand kann die Vermutung wider-

lich ist nicht nur der Nationalismus ein Versuch, die Anonymität durch neue Ordnungen zu gliedern bzw. die Individuen auszurichten. Auch das Vereinswesen, das ja im 19. Jh. einen ungeheuren Aufschwung nahm, wäre hier zu nennen. Interessante Einsichten hierzu bei R. Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jh., Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1965, S. 297 ff.

⁴⁹ Über derartige Erscheinungen in Entwicklungsländern siehe I. Wallerstein, *The Search for National Identity in West Africa: the New History*, in: W. J. Cahnman und A. Boskoff, *Sociology and History*, Glencoe 1964; F. Znaniecki, *The Origin of National Culture Societies*, ebendort S. 293 ff.; C. Geertz, *The Integrative Revolution. Primordial Sentiments and Civil Politics in the New States*, in: *Old Societies and New States, The Quest for Modernity in Asia and Africa*, hrsg. C. Geertz, Glencoe 1963, S. 105 ff.; Mc Kim Marriott, *Cultural Policy in the New States*, ebendort, S. 27 ff.; J. Coleman, *Nigeria: Background to Nationalism*, Berkeley 1959. J. Voigt, *Arthaśāstra-Interpretationen in der nationalistischen Geschichtsschreibung Indiens*, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 16. Jg. (1965) S. 533 ff.

Nahezu in allen Entwicklungsländern verbreitet sich heute die Vorstellung eines einstmaligen goldenen Zeitalters, in dem dieses Land anderen überlegen gewesen sein soll. Und wie die Schüler in Deutschland erfahren (haben), daß wesentlichste Leistungen der Geistesgeschichte der Welt deutschen Erfindern, Denkern, Politikern, Reformatoren zu verdanken sind, und sowjetische Schüler unter dem Eindruck der Größe des russischen Beitrags stehen, so bemühen sich z. B. Negerhistoriker um Symbole nationaler Verehrung (über die Stammesgrenzen hinaus). Ein extremes Beispiel ist der von I. Wallerstein erwähnte Dick Akwa, der behauptet, Moses und Buddha seien ägyptische Neger gewesen, das Christentum stamme aus dem Sudan und die europäischen Philosophen setzten eine uralte Bantutradition fort.

legen, daß in einem solchen Fall angesichts der so gänzlich gewandelten Weltlage offene Konflikte ausbrechen würden, die das Wachstum dann prinzipiell in Frage stellen.

Ebensowenig wie wir den Entwicklungsländern heute Maschinen verkaufen können, die dem technischen Stand von 1860 entsprechen, können wir ihnen eine Wirtschaftsordnung und eine Politik verkaufen, die wir selbst schon lange nicht mehr dulden.⁵⁰ Warum sollten wir den Entwicklungsländern die Tolerierung von Übeln zumuten, nur weil wir selbst einmal früher unter ihnen gelitten haben? Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Menschen, die einmal etwas wissen, können nicht in den Stand des Nichtwissens zurückversetzt werden.

VIII

Genau genommen ist selbst dies, die schnelle Anwendung der Sozialpolitik in den Entwicklungsländern, kein Verstoß gegen die „Regeln“ der europäischen Wirtschaftsgeschichte. Die moderne staatliche Sozialversicherung ist charakteristischerweise nicht von dem Führungsland England entwickelt worden, sondern im zurückgebliebenen Deutschland. Ganz allgemein bemerken wir beim Studium der europäischen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, daß in aller Regel in denjenigen Ländern, die zunächst noch relativ rückständig waren, der Staat eine erhebliche Bedeutung für das Wirtschaftswachstum hatte. Er erwies sich als um so bedeutungsvoller, je rückständiger das Land zum Zeitpunkt des Beginns der Industrialisierung noch war.⁵¹

Ich möchte nicht einmal auf die allgemein bekannte Rolle des Staates im sogenannten Zeitalter des Merkantilismus, also in der Vorbereitungszeit für die industrielle Revolution, eingehen. Diese ist bekannt. Viel weniger bekannt ist, daß selbst in dem üblicherweise als kapitalistisch, privatwirtschaftlich geschilderten Milieu des 19. Jahrhunderts die öffentliche Verwaltung an der wirtschaftlichen Entwicklung zurückgebliebener Länder Europas erheblich beteiligt gewesen ist. Diese Erfahrung reicht gewiß nicht aus, um

⁵⁰ Stark vereinfachend behauptet R. B. Vance, *Security and Adjustment, the Return to the Larger Community*, in: *Sociology and History, Theory and Research*, hrsg. W. J. Cahnman und A. Boskoff, Glencoe 1964, S. 376 ff., die moderne Sozialpolitik knüpfe nur (nach Schaffung der technischen Voraussetzungen) an die Systeme sozialer Sicherheit der vorindustriellen Phase an.

⁵¹ Diese Doktrin hat sich vor allem unter dem Eindruck der Arbeiten von A. Gerschenkron durchgesetzt, siehe seine Sammlung von Essays: *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge Mass. 1962; A. Gerschenkron, *Typology of Industrial Development as a Tool of Analysis*, in: *Deuxième Conférence Internationale d'Histoire Économique, Aix-en-Provence 1962*, a. a. O. (Fußnote 21), Paris 1965, Band II, S. 487 ff.

den heutigen Entwicklungsländern eine vollkommen zentrale staatliche Lenkung zu empfehlen.⁵² Sie sollte aber jene Europäer (und Amerikaner), die gerne europäisch-amerikanische Lehrbuchideen des 19. Jahrhunderts exportieren, auf den Umstand verweisen, daß kaum ein Land in diesem Punkt strikt dem englischen Vorbild gefolgt ist.⁵³ In Deutschland wie in anderen Ländern Europas, die einmal hinter England herhinkten, hat der Staat im 19. Jahrhundert nicht nur den rechtlichen Rahmen geschaffen und Handelspolitik getrieben sowie die Währungsordnung entwickelt, sondern auch das Gewerbe durch Rat und Tat gefördert.⁵⁴ Im 19. Jahrhundert ist nahezu das gesamte Erziehungswesen verstaatlicht worden — ein Vorgang von größter Bedeutung. Ihm kann an Gewicht die staatliche Förderung des Eisenbahnbaus an die Seite gestellt werden, war doch im 19. Jahrhundert der Bau der Eisenbahnen *die* zentrale Entwicklungsaufgabe, um die herum sich die Privatwirtschaft dann entfalten mochte; der Kern war jedenfalls — auch auf dem europäischen Kontinent — ein staatlicher.⁵⁵

Es ist gewiß ein Problem der heutigen Entwicklungsländer, daß sie mehr Industrieunternehmer haben sollten, aber auch, wie sie sich innerhalb kurzer Zeit einen Beamtenapparat heranbilden können, der diszipliniert und leistungsfähig ist.⁵⁶ Die Rolle des Militärs ist von dieser Seite her besser zu verstehen, haben doch die Armeen auch in den rückständigen Gebieten

⁵² Die negativen Aspekte der Strategie vorwiegend staatlicher Entwicklungspolitik betont R. F. Behrendt, Gesellschaftliche Aspekte der Entwicklungsförderung, in: E. Schneider (Hrsg.), Weltwirtschaftliche Probleme der Gegenwart, Schriften des Vereins für Socialpolitik, N. F., Band 35, S. 507 ff.

⁵³ Selbst die englische Wirtschaftsgeschichte bedarf in dieser Hinsicht einer Neuinterpretation, siehe J. B. Brebner, Laissez-faire and State Intervention in Nineteenth Century Britain, Journal of Economic History, VIII (1948), Supplement S. 59 ff., wieder abgedruckt in: Essays in Economic History, Bd. III, hrsg. von E. M. Carus-Wilson, London 1962, S. 252 ff.

⁵⁴ Siehe auch C. Matschoss, Preußens Gewerbeförderung und ihre großen Männer, Berlin 1921; P. Siebertz, Ferdinand von Steinbeis, ein Wegbereiter der Wirtschaft, Stuttgart 1952; W. Fischer, Staat und Industrie in Baden, 1800–1850, Band I, Berlin 1960; J. Miedek, Preußische Gewerbepolitik in Berlin 1806–1855, Berlin 1965; s. auch Anm. 55.

⁵⁵ Zum gesamten Problembereich der Staatsaktivität siehe u. a. U. P. Ritter, Die Rolle des Staates in den Frühstadien der Industrialisierung. Die preußische Industrieförderung in der ersten Hälfte des 19. Jh., Berlin 1961; W. Fischer, Government Activity and Industrialization in Germany 1815–1870, in: The Economics of Take-off into Sustained Growth, hrsg. W. W. Rostow, London 1964, S. 83 ff.; W. O. Henderson, The State and the Industrial Revolution in Prussia, 1740–1870, Liverpool 1958; einen kurzen Überblick über die Staatsaktivität in Frankreich und England vermittelt Ch. P. Kindleberger, Economic Growth in France and Britain 1851–1950, Cambridge Mass. 1964, S. 183 ff.; für Rußland Th. H. von Laue, Sergei Witte and the Industrialization of Russia, New York-London 1963; J. Nötzold, Wirtschaftspolitische Alternativen der Entwicklung Rußlands in der Ära Witte und Stolypin, Berlin 1966.

⁵⁶ Siehe S. N. Eisenstadt, Problems of Emerging Bureaucracies in Developing Areas and New States, in: Industrialization and Society, hrsg. B. F. Hoselitz und W. E. Moore, Unesco-Mouton 1963, S. 159 ff.

Europas mannigfaltig als Entwicklungskerne gedient.⁵⁷ Wiederum möchte ich eine wertende Nebenbemerkung einschieben: Mir scheint, daß viele Führer der Entwicklungsländer sich nicht zuletzt aus einem Mißverständnis heraus von Westeuropa und Amerika abgewendet und den sozialistischen Staaten zugekehrt haben, die ihnen allein dadurch, daß sie den Staat als strategisches Zentrum der industriellen Revolution akzeptieren, mehr Mut machen. Ich meine, unsere Entwicklungsdoktrin sollte von der Vorstellung abgehen, dies sei unbedingt ein Sündenfall. Unsere eigene Geschichte, die Geschichte Europas, gibt uns jedenfalls nicht das Recht dazu.

IX

Ich bin am Ende meines notwendig skizzenhaften Beitrages. Ich habe versucht, Ihnen in drei Schritten einige Gedanken über die Verknüpfung der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit dem Schicksal der Entwicklungsländer vorzutragen. Im ersten Schritt suchte ich zu zeigen, daß die vorindustriellen Zustände mehr als man gemeinhin annimmt vergleichbar sind. Im zweiten Schritt deutete ich an, wie der europäische Weg als Prognosemodell für die Gesundung der bislang armen Länder verwendet werden kann. Im dritten schließlich sind wir der Frage nachgegangen, ob die europäische Wirtschaftsgeschichte auch für die entscheidende Übergangsphase Lehren bereithält. Wir haben hier unter anderem gesehen, daß auch innerhalb Europas einmal Entwicklungsgefälle bestanden haben und dank der Übertragung von Impulsen und Techniken beseitigt worden sind. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu sehen, daß die europäischen Entwicklungsländer in mancher Beziehung einen anderen Weg genommen haben als England, so wichtig auch das englische Modell gewesen ist. Entsprechend werden auch die Entwicklungsländer heute vielfach einen *anderen* Weg als ihre Modelle gehen können und müssen.

Ich hoffe aber, Ihnen gezeigt zu haben, wie anregend dennoch historische Betrachtung auch für die Lösung von Gegenwartsaufgaben ist. Dabei möchte ich nicht so verstanden werden, wie wenn die Geschichte schnelle und einfache Lösungen für die Probleme der Gegenwart bereithielte. Meine eigenen Überzeugungen führen mich eher zu einem bescheidenen Resümee. Ich

⁵⁷ Es gibt freilich entscheidende Unterschiede zwischen einer Armee, in der sich Traditionseliten sammeln, und einer Armee, die gleichsam die „uniformierte Intelligenz“ des Landes darstellt. Siehe hierzu J. J. Johnson (Hrsg.), The Role of the Military in Underdeveloped Countries, Princeton 1962; M. Lissak, Social Change, Mobilization, and Exchange of Services between the Military Establishment and the Civil Society: the Burmese Case, Economic Development and Cultural Change, XIII (1964), S. 1 ff. Es ist hier nicht der Platz, umfassend auf die Armee als innovatorisches Zentrum auch in Europa einzugehen, eine vergleichende Studie fehlt bislang und ist dringend erwünscht.

meine, Geschichte könnte dazu beitragen, Probleme klarer zu erkennen, richtige Fragen zu stellen und auf möglicherweise interessante Antworten hinzuweisen. Es ist nicht der schlechteste Weg, die Inspiration für Hypothesen aus der Beobachtung der Geschichte zu holen.⁵⁸ Freilich: Keine vergangene Erfahrung, wie reich sie auch immer sei, und keine historische Forschung, wie gründlich sie auch immer betrieben werden möge, kann der lebenden Generation die *schöpferische* Aufgabe nehmen, ihre eigenen Antworten zu finden und die Zukunft durch Entscheidungen zu gestalten.

⁵⁸ B. Supple, Has the Early History of Developed Countries any Current Relevance? American Economic Review, LV (1965), Papers and Proceedings, S. 99 ff.: „In general, my answer to the main question is that history is, or can be, very relevant to the contemporary economic scene. And I would argue (along with other and better men before me) that this relevance lies less in the provision of timeless examples of socioeconomic processes than in the use of economic history as a source of expectation about such processes. From time to time, no doubt, the direct parallels between past and present will be both clear and significant. Far more often, however, the nature of change will preclude history repeating itself in any useful way. And, as a result, the most we can expect is that our systematic study of the past will yield an approach to rather than a set of conclusions about our own world. That the expectations and analytical framework which we derive from, say, the study of preindustrial Europe could be of considerable use as shaping and guiding influences for research into current economic problems seems to me to be a significant fact. And this remains true (indeed, its significance is, if anything, enhanced) even if these expectations are frustrated or have to be modified in the course of their application. I hope it is not necessary for me to emphasize that the past is not a unique avenue for understanding the present; and certainly history itself is not a substitute for research or ratiocination. But I fail to see why a historical perspective could not be a powerful weapon in the armory of economic research — at least as long as we remember its limitations as well as its potentialities.“

24. Juli 1968

19. Juli 1969

N12<903848196180



UNI. BIBLIOTHEK MANNHEIM